

Neue Medien führen zu neuem Lernen

Text: Philippe Wampfler

Fotos: Claudia Baumberger

Die Däumlinge sind da. Mit beiden Daumen bedienen junge Leute virtuos ihre Smartphones. Doch nicht nur diese Gewandtheit unterscheidet sie von den zeigefingrigen Älteren. Sie lernen, arbeiten, kommunizieren anders. Darauf sollte die Schule reagieren, findet Philippe Wampfler, Autor des Buches «Generation Social Media».



An vielen Schulen werden Neue Medien – also all das, was Jugendliche mit ihren Smartphones machen – unter zwei Perspektiven betrachtet: als eine gesundheitliche Gefährdung, der man mit Präventionsarbeit begegnen muss, und als ein disziplinarisches Problem, das den geregelten Unterrichtsablauf gefährdet. Dabei wird übersehen, dass ihr Einfluss auf das Kommunikationsverhalten junger Menschen Fragen aufwirft, die das Selbstverständnis der Schule erschüttern können. Diesen Fragen geht der folgende Beitrag nach.

Die Verunsicherung, die Schulen im Umgang mit Social Media erfahren, ist so verständlich, wie sie erstaunlich ist. Verständlich deshalb, weil die Geschwindigkeit, mit der Unternehmen dieser Branche die Innovation vorantreiben, die recht trägen Bildungssysteme überfordert. Die Ausbildung von Lehrpersonen und die Formulierung von Lehrplänen kann nicht Schritt halten mit digitalen Plattformen, die keine Verzögerungen zwischen Ereignissen und ihrer medialen Repräsentation kennen. Dennoch ist es erstaunlich, wie schwer sich die Schule mit der Präventionsarbeit und der

«Die Jugendlichen verlassen sich auf Normen, die sie in ihrer Sozialisation als wertvoll erlebt haben, zum Beispiel die Aufmerksamkeit des Gegenübers nur minimal zu beanspruchen – und prallen damit auf Erwartungen ihrer Lehrpersonen, denen andere Normen vertraut sind.»

Durchsetzung von Vorstellungen in Bezug auf Unterrichtsdisziplin tut. Medial verursachte Störungen für Gesundheit und Unterricht unterscheiden sich nicht fundamental von anderen bekannten Gefährdungen für erfolgreiches Lernen.

Es scheint, als ahnten Lehrpersonen und Schulleitungen, dass etablierte Rollen und Funktionen von Institutionen durch Neue Medien ins Wanken geraten. Grundlegende schulische Aufgaben wie der Erwerb einer Handschrift werden durch digitale Werkzeuge in Frage gestellt.

Studien zeigen jedoch, dass Kinder und Jugendliche in der Kulturgeschichte noch nie so viel geschrieben und gelesen haben wie heute. In England schreiben die Autoren einer aktuellen Studie von einer «Generation, die nicht mehr spricht». Jugendliche verwenden das Verb schreiben wie sprechen reziprok: «Lass uns später noch miteinander schreiben» bedeutet, dass ein Thema in einem Whats-

App-Chat vertieft werden soll – ganz analog zu einem Telefongespräch.

Das informelle Schreiben in Chats gehorcht einer Reihe von komplexen Regeln, die Jugendliche schnell erfassen und anwenden können. Dennoch handelt es sich um ein informelles Schreiben, die damit verbundenen Kompetenzen sind in der Schule kaum brauchbar. Das wird an Beispielen deutlich: Es gibt für Teenager eine ganze Reihe von Möglichkeiten, das Wort «okay» zu schreiben und mit Satzzeichen zu versehen: «okei:D» bedeutet etwas völlig anderes als «k.» Die Bedeutungen sind vom jeweiligen sozialen Kontext abhängig.

Zu lernen, dass schriftliche Nachrichten der Interpretation der Empfangenden unterliegen, ist eine wichtige Fähigkeit – die in sozialen Netzwerken fast beiläufig erworben wird. Auf diese Weise autodidaktisch gebildete Jugendliche werden in Schulen aufgefordert, eine halb-formale Art der Kommunikation über E-Mail zu betreiben. Sie verlassen sich auf Normen, die sie in ihrer Sozialisation als wertvoll erlebt haben, zum Beispiel, die Aufmerksamkeit des Gegenübers nur minimal zu beanspruchen – und prallen damit auf Erwartungen ihrer erwachsenen Lehrpersonen, denen andere Normen vertraut sind (zum Beispiel, eine formelle Anrede und Grussformel zu verwenden). So verwenden Klassen in der Schweiz automatisch WhatsApp-Gruppen, um administrative Aufgaben zu verwalten.

Wollen Lehrpersonen sich direkt einbringen, so müssen sie diese von den Jugendlichen gewählten Werkzeuge nutzen. Setzen sie andere ein, dann sind sie darauf angewiesen, dass ihre Mitteilungen entsprechend genau in diese WhatsApp-Chats übertragen werden.

Das Ende der Didaktik

Die Schule schafft künstliche Arbeitsumgebungen. Das nennt sie Didaktik: Lernprozesse zu vereinfachen, zu gliedern, sicher zu gestalten. Dabei werden echtes Interesse wie auch echtes Lernen entwertet. Viele schulische Abläufe können nur durch das Setting der Schule erklärt werden. Zum Beispiel die Voraussetzung, dass Prüfungen die Arbeit individueller Schülerinnen und Schüler bewerten sollen, während doch im Alltag stets Gruppen von Jugendlichen gemeinsam Probleme bearbeiten; etwa, wenn sie zusammen mit vielen anderen in Computerspielen komplexe Rätsel lösen.

Vor dem Web 2.0 hatte die Schule ein Monopol darauf, kompetente Lehrpersonen vermitteln zu können, die Zugang zu lernstufengerechtem Material hatten. Sind Lernnetzwerke und das Internet für Lernende verfügbar, fällt das Alleinstellungsmerkmal weg; die Schule bildet nur noch

einen Zugang unter vielen und weist nur auf bestimmte Lernverfahren hin, zu denen es Alternativen gibt. Jugendliche bringen sich dank Neuer Medien viele Kompetenzen selbst bei. Das wird deutlich erkennbar, wenn man mit

«Jugendliche bringen sich dank Neuer Medien viele Kompetenzen selbst bei. Das wird deutlich erkennbar, wenn man mit ihnen über Bereiche spricht, die vom etablierten Fächerkanon kaum abgedeckt werden, wie etwa Mode oder den Aufbau von Körpermuskulatur.»

ihnen über Bereiche spricht, die vom etablierten Fächerkanon kaum abgedeckt werden, wie etwa Mode oder den Aufbau von Körpermuskulatur. Junge Männer und Frauen informieren sich mit Youtube-Videos über eine ganze Palette von Gesundheitsthemen – von Verhütung über Ernährung bis zu psychologischen Fragen wie dem Aufbau von Selbstvertrauen. Gut gemachte Youtube-Kanäle erreichen mehr Teenager als vergleichbare Fernsehsendungen, werden von den Massenmedien aber kaum wahrgenommen.

Lernende bilden Gemeinschaften

Im idealen Fall würde Didaktik durch das Design von Lernumgebungen ersetzt. Das ist keine reine Begriffsverschiebung, sondern eine ganz andere Konzeption: In Lernumgebungen halten sich einzelne Lernende auf, nicht ganze Jahrgänge, Klassen oder Generationen, die mit ähnlichen Mitteln konstruierte Probleme lösen, deren Sinn durch die Didaktik selbst festgelegt wird (man denke etwa an die Aufsatzlehre). Der soziale Überbau, den nachhaltiges Lernen bedingt, kann durch Gemeinschaften der Lernenden gebildet werden, die sich in ähnlichen Lernumgebungen aufhalten. Es würden also nicht zuerst Klassen gebildet, die dann gemeinsam lernen, sondern zunächst Lernabschnitte definiert, zu denen sich dann jene Lernenden zusammenfinden, die sie gemeinsam bearbeiten wollen.

Verantwortliche für Lernprozesse sollten alles daransetzen, diese einfacher zu gestalten. «Einfacher» heisst dabei nicht, es seien keine hohen Hürden mehr zu überwinden und alle Schwierigkeiten würden aus dem Weg geräumt. Vielmehr soll die Konzentration auf dem «echten Lernen» liegen und nicht auf der Organisation oder Verwaltung dieses Lernens. Daraus lässt sich ein einfaches Kriterium ableiten, das dann direkt mit dem Einsatz von Technologie verbunden ist:

Werden (digitale) Hilfsmittel eingesetzt, sind sie danach zu beurteilen, ob durch sie die aktive Suche nach Informationen und der Austausch zwischen Lernenden mit weniger Umständen verbunden ist. Das ist ein Grund, weshalb sich pädagogisch konzipierte Lernplattformen wie Educanet oder BSCW schlecht durchsetzen können: Mit einfacheren Alternativen wie Google Drive oder WhatsApp erleben Lernende zielführende Kommunikationsprozesse ohne komplexe Orientierung in den Möglichkeiten der Werkzeuge. Google Drive ermöglicht es, ein Dokument gemeinsam zu bearbeiten, ohne dass jemand ein Passwort eingeben oder einen Ablauf vorher kennen muss.

Es ist an der Zeit, über Lernen, Lehren und Technologie nachzudenken: Nicht vorgeben, alte Rezepte seien nicht zu verbessern, weil es alte Rezepte sind. Nicht annehmen, neue Hilfsmittel würden eine neue Lern- und Lehrkultur etablieren. Sondern ausprobieren, nachdenken, wieder probieren und wieder nachdenken. Vorgaben hinterfragen, Praktiken hinterfragen, Technik hinterfragen. Was nicht funktioniert, verwerfen; was funktioniert, verbessern. Immer aus der Perspektive derer, die lernen. Ihre Bedürfnisse kommen zuerst. Das wäre der Paradigmenwechsel, der von der Didaktik zum Design von Lernumgebungen führen könnte, wie das bei so genannten MOOCs, also Online-Kursen, die allen Interessierten offen stehen, der Fall ist.

Individualität und Kollaboration

Betrachtet man die Werkzeuge, welche das Web 2.0 hervorgebracht hat, dann bedeuten sie für das Lernen zwei wesentliche Umwälzungen: Es ist bis auf die Bezugspersonen individuell konfigurierbar geworden, es funktioniert in vielen Betätigungsfeldern kollaborativ. Diese Entwicklung wirkt paradox: Je individueller Prozesse möglich sind, desto wichtiger werden kreative und wissenschaftliche Leistungen von Kollektiven.

Im 21. Jahrhundert entstehen die grossen Kunstwerke und wissenschaftlichen Durchbrüche in Teams, die meist nur zu Kommunikationszwecken durch einzelne Personen repräsentiert werden. Man denke etwa an die Produktion eines anspruchsvollen Spielfilms oder die Arbeitsweise einer naturwissenschaftlichen Forschungsgruppe. Sie benutzen informelle Netzwerke und können so komplexe Probleme lösen. Damit Lernen diese offenbar produktiven Dimensionen erreichen kann (die in der Arbeitswelt vorausgesetzt werden), müssen einige Bedingungen erfüllt sein, ohne die weder Kollaboration noch Individualität denkbar sind:

- Lernen muss Schnittstellen bieten, an denen Bezüge zu anderen Themenfeldern oder der Einbezug von Mitlernenden möglich werden.

- Das wiederum bedingt aber nicht notwendigerweise die Konstruktion von Modulen, sondern Lernende, die offene Fragen wie Gelerntes immer wieder so beschreiben und dokumentieren, dass andere mitdenken können.
- Lernen erfolgt also nicht nach externen Vorgaben, die dann kommuniziert und überprüft werden können, sondern nach internen: Die Lernenden definieren erstrebenswerte Kompetenzen selbst, nicht ohne sich mit der Welt, in der sie leben, intensiv auseinanderzusetzen.
- So werden alternative Formen von Leistungsbeurteilungen erforderlich. Solche Methoden gibt es schon seit Längerem, etwa die Arbeit mit Portfolios, die gut erforscht und dokumentiert ist.

In einer vernetzten, komplexen Welt ist Leistung nicht mehr mit einem einheitlichen Massstab messbar. Deshalb wird es immer wichtiger, dass Lernende selbst beurteilen können, welche Kompetenzen sie erworben haben. Kurz: Lernen unter den Bedingungen der digitalen Kommunikation bedeutet, sich selbst Aufgaben zu geben, die oft nur unter Einbezug anderer Lernender lösbar sind und deren Bearbeitung durch selbst entwickelte Kriterien beurteilt wird.

Nicht nur für starke Lernende wichtig

Der Einbezug der Lernenden scheint Aussenstehenden oft nur dann sinnvoll, wenn es sich um motivierte Jugendliche mit einem stark bildungsorientierten Hintergrund handelt, die beispielsweise im Rahmen eines gymnasialen Schwer-

punktfachs Inhalte und Methoden mitbestimmen können. Tatsächlich profitieren aber gerade leistungsschwächere und jüngere Schülerinnen und Schüler davon, wenn ihre Interessen und ihre Motivation im Zentrum stehen und sie darüber nachdenken dürfen und müssen, was sie können und was sie lernen könnten; wie sie mit anderen zusammenarbeiten und was ein sinnvoller Weg wäre, Gelerntes zu beurteilen.

Technik ist kein Ersatz für ein Schulsystem, das allen gleiche Chancen bietet. Sie verschärft das Problem der Bildungskluft und der digitalen Kluft, indem sie beide kombiniert:

«Tatsächlich profitieren gerade leistungsschwächere und jüngere Schülerinnen und Schüler davon, wenn ihre Interessen und ihre Motivation im Zentrum stehen und sie darüber nachdenken dürfen und müssen, was sie können und was sie lernen könnten.»

Wird nur mit Gymnasiastinnen und Gymnasiasten neues Lernen erprobt, so profitieren diejenigen von erweiterten Möglichkeiten, die hinsichtlich Bildungshintergrund und Medienkompetenz ohnehin schon massiv im Vorteil sind.

Medienkompetenz gewinnt in diesem Zusammenhang eine fundamentale Bedeutung: Sie ist Bedingung, unter der Benachteiligungen von Kindern abgebaut werden können,



Lernen funktioniert in vielen Betätigungsfeldern kollaborativ.

weil soziale Netzwerke alternative Sozialisationsmöglichkeiten bereithalten. So können normferne Jugendliche, die in der Schule ausgegrenzt werden, im Netz einen sozialen Halt finden, weil es irgendwo auf der Welt Gleichgesinnte mit ähnlichen Erfahrungen und Interessen gibt. Gleichzeitig nehmen Kinder, die medienpädagogisch zu wenig begleitet werden, Neue Medien oft nur als Mittel zur Unterhaltung wahr. Deshalb darf ein bewusster Umgang mit Medien nicht Voraussetzung für ihren Einsatz in der Schule sein, sondern muss in konkreten Projekten dort auch erworben werden

«Werden Tablets ausgeteilt, um damit dasselbe zu tun, wie es mit Bleistift und Papier – ohne ständiges Laden, Abstürze und Synchronisierung – möglich wäre, werden Geld und Energie verschwendet.»

können. Das bedingt einen grösseren Kontext, in dem eine Reihe von Entwicklungen parallel angestossen werden, um eine Pädagogik auf der Höhe der Zeit möglich zu machen.

All dies verdeutlicht, dass Lernen mit digitalen Medien nie bei der Technik beginnt. Werden Tablets ausgeteilt, um damit dasselbe zu tun, wie es mit Bleistift und Papier – ohne ständiges Laden, Abstürze und Synchronisierung – möglich wäre, werden Geld und Energie verschwendet.

Ausgangspunkt eines Neuen Lernens ist die Beobachtung des Verhaltens, das Kinder und Jugendliche ohne didaktische Settings an den Tag legen. Das ist eine uralte Idee, für deren Umsetzung digitale Kommunikation aber ganz neue Werkzeuge bereithält. Einsteigen kann man in jeder Schulstufe mit der Aufgabe, dass Kinder oder Jugendliche ihren Alltag mit ihren Smartphones dokumentieren sollen. Was sehen sie, was hören sie, was erleben sie während eines Tages? Wie verändert die mediale Darstellung ihren Alltag?

Die damit verbundene radikale Individualisierung steht im Widerspruch zu politischen Vorgaben, die Lernen mit Standards zu vereinheitlichen suchen. Die Einsicht, dass standardisierte Ergebnisse von Bildungsprozessen eine fehlgeleitete Entwicklung darstellen, ist in einem digitalen Umfeld leicht zu vermitteln: Was standardisiert werden kann, wird früher oder später von Maschinen erledigt. Nur wenn Jugendliche aus eigenem Antrieb individuelle Stärken entfalten, werden sie in der Lage sein, Aufgaben zu übernehmen, die nicht an Maschinen delegiert werden können. ■

Philippe Wampfler



Im Buch «Generation Social Media» antwortet Philippe Wampfler auf praxisnahe Fragen rund um den Umgang mit Chats, Twitter, Facebook und Co.

Der Autor

Philippe Wampfler unterrichtet an der Kantonsschule Wettingen AG Deutsch, Philosophie und Medienkunde. Er setzt sich publizistisch und in seinen Blogs intensiv mit Social Media auseinander. 2013 erschien von ihm «Facebook, Blogs und Wikis in der Schule – Ein Social-Media-Leitfaden», 2014 «Generation Social Media», beide im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. Weitere Informationen: <http://philippe-wampfler.ch>

BUCHTIPP: «GENERATION SOCIAL MEDIA»

«Ziel dieses Buches ist nicht nur Information über die Auswirkungen von Social Media. Es soll auch Anstoss sein, Urteile nicht aus der Perspektive der eigenen, erwachsenen Mediennutzung zu fällen, sondern die Bedürfnisse und Perspektiven der Jugendlichen ernst zu nehmen», schreibt Philippe Wampfler in der Einleitung seines neuen Buches. Dass es aus dem Kontakt mit jungen Leuten entstand, ist denn auch ständig spürbar und ein grosses Verdienst des Autors. Sind Smartphones tatsächlich ein Suchtmittel? Leidet die schulische Leistungsfähigkeit unter Internet und Social Media? Zerstört Facebook reale Beziehungen? Wer auf solche Fragen praxisnahe Antworten und Erklärungen sucht, ist beim Wettinger Kantonsschullehrer an der richtigen Adresse. Sein unaufgeregtes, gründliches und gut dokumentiertes Nachdenken hebt sich wohltuend ab vom gängigen Alarmismus auf diesem Gebiet, ohne auf der anderen Seite einen naiven Zukunftsglauben zu propagieren. Die Hinweise in diesem Artikel auf neue Lehr- und Lernformen, die sich durch Internet und Social Media eröffnen, sind im Buch vertieft und mit Beispielen sowie Materialien erweitert. (hw)

Philippe Wampfler: «Generation Social Media», 2014, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 160 Seiten kartoniert, ca. CHF 28.–, ISBN 978-3-525-70168-3